



Sendung vom 20.02.2009, 20.15 Uhr

Prof. Dr. Christian Pfeiffer
Direktor Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen
im Gespräch mit Jochen Kölsch

- Kölsch:** Ich begrüße Sie, verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, bei unserer Sendung alpha-Forum. Unser heutiger Gast ist ein Phänomen an Initiative, Wissenschaftlichkeit und gesellschaftlicher Wirkung. Er ist Jurist, leitet ein hoch renommiertes wissenschaftliches Forschungsinstitut, war einige Jahre Landesminister, hat eine ganze Reihe vitaler bundesweiter Initiativen gegründet, hält Vorträge in großer Zahl an Schulen, Universitäten, vor Stiftungen und Bürgern, ist häufiger Gast in Talk-Shows. Diese Aufzählung ließe sich lange fortsetzen, wollte man vollständig sein. Ich begrüße Professor Christian Pfeiffer, Kriminologe aus Hannover. Über sich selbst sagten Sie einmal: "Ich bin schon eine Ausnahme in der wissenschaftlichen Landschaft." Warum?
- Pfeiffer:** Na ja, es wäre mir zu langweilig, nur Wissenschaft zu betreiben. Ich achte schon auch immer darauf, dass sich die Erkenntnisse, die wir gewinnen, auch in praktischen Erprobungen umsetzen, in Modellversuchen, in Initiativen, in Politikberatung usw. Dann wird es interessant, dann wird es spannend. Insoweit bin ich in der Tat kein typischer Akademiker.
- Kölsch:** In den letzten Jahren ziehen Sie durch die Lande, durch die Schulen mit dem Thema "Killerspiele und ihre verhängnisvollen Auswirkungen auf vor allem männliche Jugendliche". Wie kamen Sie auf dieses Thema?
- Pfeiffer:** Ausgangspunkt war, dass die Mädchen in der Gewaltkriminalität zwar durchaus zugelegt haben, die Jungen aber noch sehr viel stärker. Das Ergebnis ist, dass man 2007 den größten Abstand in der Gewaltbelastung von Jungen und Mädchen gemessen hat, den es je gegeben hat.
- Kölsch:** Was meinen Sie mit "Gewaltbelastung"?
- Pfeiffer:** Damit sind die Taten pro 100000 der Altersgruppe gemeint. Und dann haben wir uns angeschaut, wie die Zahlen bei den Schulabbrechern oder beim Abitur aussehen. Überall ergab sich dasselbe Bild: Von den Schulabbrechern sind heute fast zwei Drittel männlich und nur ein Drittel weiblich. Früher lag diese Zahl noch dicht beieinander. Oder nehmen wir die Zahl der Aufsteiger. Es kommt ja vor, dass Kinder auch noch nach der normalen Wechselfrist von der Hauptschule in die Realschule oder von der Realschule ins Gymnasium wechseln dürfen, weil sie so gut sind: Früher waren die Geschlechter hier noch gleich verteilt, heute sind von 100 Aufsteigern 61 Mädchen und nur mehr 39 Buben. Oder nehmen Sie die

Zahl der Abiturienten: 1990 waren es gleich viele Mädchen und Jungen, die Abitur gemacht haben. Heute sind das zu 58 Prozent Mädchen und nur mehr zu 42 Prozent Buben. Bei den Spitzenabituren ergibt sich ein noch deutlicherer Unterschied: Das führt zu dem Ergebnis, dass das Numerus-Clausus-Fach Medizin neuerdings zu zwei Dritteln von Frauen studiert wird. Bei der "Studienstiftung des Deutschen Volkes", dem absoluten Elitestipendium, sieht es nicht anders aus: Auch dort gibt es neuerdings eine klare Mehrheit von Frauen.

Kölsch: Das war der Anfang der Überlegung für Sie, denn dann haben Sie sich gefragt, warum das so ist.

Pfeiffer: Genau, ich habe mich gefragt, was sich nach 1990 geändert hat. Wir haben dann herausgefunden, dass zu Beginn der 90er Jahre der Siegeszug der Bildschirmgeräte eingesetzt hat: Die Kinder bekamen eigene Geräte. Über die Forschung haben erfahren, dass das wiederum massiv von der Schicht abhängt. Wenn beide Eltern Abitur haben, dann bekommen 10-Jährige zu elf Prozent eine Playstation und zu 16 Prozent einen eigenen Fernseher. Wenn beide Eltern einen Hauptschulabschluss haben, dann bekommen 43 Prozent der Kinder eine Playstation und 57 Prozent einen eigenen Fernseher. Das hat zur Folge, dass der Nachmittag der Kinder von der sozialen Schicht abhängt. Die Mittelschicht ist noch "gut unterwegs" mit Ski fahren und Fußball und mit Reiten für die Mädchen usw. und natürlich auch mit Lernen. In der sozialen Unterschicht gibt es hingegen fast drei Mal so viel an Fernsehkonsum. Und warum? Weil Deutschland nun einmal ein Halbtagsschulland ist. Nach 13.00 Uhr gehen die einen Kinder und Jugendlichen in ihren gut gestalteten und von den Eltern ordentlich vorbereiteten Nachmittag hinein: mit viel Entertainment und Kreativitätsförderung und anderen guten Dingen. Und die anderen versacken hinter den "Kisten". Wir nennen das "Medienverwahrlosung". Die Forschung hat uns dann auch gezeigt, dass hierbei nicht nur der Zeitfaktor eine Rolle spielt, der sich immer weiter auseinanderdividiert. Wer z. B. "World of Warcraft" spielt, das eigentlich erst ab 12 Jahren freigegeben ist, spielt das eben auch entsprechend lange: Buben im Alter von 15 spielen im Durchschnitt täglich 4 Stunden und 39 Minuten solche Spiele! Dass da dann schulisch nichts mehr läuft, ist klar. Das ist also der Zeitfaktor. Aber wir haben darüber hinaus auch festgestellt: Je brutaler die Inhalte der Spiele sind, um so schlechter fallen die Noten der Spieler aus. Dies benachteiligt wiederum die Buben, weil die nun einmal viel mehr solche Sachen spielen als die Mädchen. Da war uns dann klar, dass wir etwas tun müssen. Der erste Schritt ist Aufklärung, d. h., dass man in ganz Deutschland mit Pressebegleitung vor Kindern Veranstaltungen macht: morgens mit den Schülern, nachmittags mit den Eltern und abends mit meinetwegen 300 bis 500 Eltern. Und so erreichen wir eben die Leute.

Kölsch: Mit diesem Thema sind Sie nun bereits jahrelang unterwegs: Sie sind quasi eine Ein-Mann-Aufklärungsgruppe, die durch die Schulen zieht und Eltern, Lehrer und Schüler anspricht. Wie lange machen Sie das bereits und wie häufig machen Sie das?

Pfeiffer: Ich mache das einmal in der Woche irgendwo in Deutschland: immer mit Pressebegleitung. Am liebsten gehe ich dorthin, wo ich noch nie gewesen bin. Auf einer Landkarte sähe das so aus, dass da übers ganze Land verteilt

Fähnchen stecken: Jedes Mal, wenn irgendwo ein Regionalbericht erschienen ist, wird ein Fähnchen gesteckt. Auch meine Mitarbeiter machen da mit, allerdings nicht ganz in dem gleichen Umfang wie ich selbst. Ich habe damit jedenfalls in den letzten Jahren so ungefähr 40000 Kinder und Jugendliche direkt erreicht und eine wesentlich größere Zahl von Erwachsenen. Auf die Dauer wirkt das einfach. Und wir schreiben natürlich auch noch Artikel in Fachzeitschriften. Ich schreibe allerdings auch selbst gut verständliche Texte für Alltagszeitungen und -zeitschriften. Demnächst schreibe ich z. B. einen Artikel für die "Zeit". Das ist unser Versuch, den Menschen bewusst zu machen, was da passiert. Es gibt eine klare Regel, die die Menschen befolgen sollten: Bitte, keine Bildschirmgeräte in Kinderzimmer! Denn die Verführung der Mattscheiben ist einfach zu groß – vor allem für viele männliche Jugendliche.

Kölsch: Man kann dieses Thema wohl nur durch solche persönlichen Aktionen so richtig "rüberbringen", denn über die Medien funktioniert das nicht so gut. Sie möchten jedenfalls den Eltern bzw. der Gesellschaft vermitteln, dass solche Killerspiele, dass solche Anreize für Kinder und Jugendliche vielleicht etwas weiter aus deren Reichweite geschoben werden sollten.

Pfeiffer: Es gibt hier durchaus eine Doppelstrategie. Wir schreiben ja auch Beratungstexte für Eltern und Lehrer. Ein Freund von uns interessiert sich jetzt dafür, einen Spielfilm herzustellen über das neue Problem der Computerspielsucht. Denn wir müssen feststellen, dass von 100 Jungen acht bis neun massiv computerspielsüchtig sind oder stark gefährdet sind, computerspielsüchtig zu werden. Bei den Mädchen betrifft das nur ein Prozent. In Südkorea gibt es mittlerweile 96 Kliniken mit Spezialabteilungen für Computerspielsüchtige. Dort sind über 1000 Menschen hauptberuflich nur damit beschäftigt, Eltern und Schülern und anderen zu erzählen, wie gefährlich das Ganze ist. Man gibt dort also inzwischen wahnsinnig viel Geld gegen die Computerspielsucht aus. Bei uns steckt das hingegen noch in den Anfängen. Von daher meine ich, dass auch bei uns die Politik in dieses Thema einsteigen müsste. Denn das können wir nicht alles durch Aufklärung lösen: Da wird es eben auch mal nötig sein, so ein Spiel wie "World of Warcraft" anders einzustufen. Das wurde bisher unter die Kategorie "harmlos" eingestuft und daher ab 12 Jahren freigegeben. Es hat jedoch den größten Suchtfaktor aller Spiele. Ich fände es sinnvoll, so ein Spiel für Jugendliche auch mal völlig vom Markt zu nehmen.

Kölsch: Oder eben die Ganztagschule einzuführen.

Pfeiffer: Das wäre die Rettung. Es wäre wirklich die Rettung, wenn wir Ganztagschulen hätten, die nicht nur Kinderbewahranstalten sind mit Suppenküchen zwischendurch, sondern die nachmittags die Lust der Kinder und Jugendlichen auf Leben wecken mittels Sport, Musik, Theater, sozialem Lernen, mittels Anregungen, die spannend sind für die Kinder, sodass sie richtig ins Leben hineinwachsen. Wenn in unserer Gesellschaft so etwas endlich Realität wäre, dann könnte man sich entspannt zurücklehnen, denn dann sind diese Kinder quasi "schutzgeimpft" und die Dinge werden besser.

Kölsch: Hier könnte also die Politik Ihrer Meinung nach durchaus etwas tun. Herr Pfeiffer, Sie sind häufiger Talk-Show-Gast, und zwar zu ganz verschiedenen Themen. Ich finde das wirklich phänomenal: Sie können

etwas sagen zu Killerspielen und Rechtsextremismus, zu Kriminalität, Ausländern, Strafvollzug, zu Mediennutzung, Erziehungsfragen, Bürgerstiftungen usw. Wo sind denn die Wurzeln für solche Fähigkeiten und Begabungen? Wo kommt die Kraft für so vielfältige Aktivitäten her?

Pfeiffer:

Das kommt zuerst einmal von zwei tollen Eltern. Ich bin als Flüchtlingskind auf einem Bauernhof aufgewachsen: Geld hatten wir keines, aber wir haben sehr viel Zuwendung bekommen – und verhungern kann man auf dem Bauernhof ja auch nie. Dadurch entstand erst einmal eine gute Substanz. Darüber hinaus hatte ich engagierte und sehr politisch denkende Geschwister: Wir haben immer politisiert miteinander, immer miteinander debattiert. Das Mittagessen bei uns zu Hause in der Familie war eine Freude – und Fernsehen gab es überhaupt nicht. Wenn Olympische Spiele waren, konnten wir zum Nachbarn gehen und da mal was gucken. Das war also eine Kindheit, die insoweit sehr gesund war, die aber leider auch mit sehr viel Arbeit verbunden war. Die Freizeit im eigentlichen Sinn war etwas schmal bemessen, weil eben auch in den Ferien die Kühe morgens um fünf Uhr gemolken werden mussten. Aber das war, wie gesagt, eine gute Basis. Danach habe ich Jura studiert und der tatsächliche Einstieg in alles war dann eigentlich in England. Ich hatte nämlich, nachdem mein erstes Studium beendet war, die Chance, für ein Jahr in London an der LSE, also an der London School of Economics zu studieren. Wenn ich heute zurückschaue, dann muss ich sagen, dass dort alles angefangen hat. Ich war der Jüngste in der Familie gewesen und wollte eigentlich immer so werden, wie mein toller ältester Bruder war: Ich war sehr darauf getrimmt, Erwartungshaltungen zu entsprechen, die die liebevollen Menschen um mich herum so hatten. Ich war auch ein sehr braver Bub, der diese Erwartungen immer erfüllte. In England war dann zum ersten Mal kein Mensch da, der etwas von mir erwartete: Ich war dort völlig alleine. Dieses Alleinsein hat mich zuerst einmal erschreckt, weil ich merkte, dass es ja überhaupt niemanden interessiert, ob ich in die Vorlesung gehe, ob ich meine Doktorarbeit schreibe oder nicht, wegen der ich nach London gekommen war. Und dann habe ich ganz behutsam angefangen zu überlegen: Was will ich eigentlich? Und alles, was ich heute mache, ist ansatzweise damals in England entstanden, weil eigentlich erst dort die Geburt meiner Person geschah: indem ich begriff, was ich wirklich selbst entwickeln möchte. Ich habe dann statt Jura Psychologie und Sozialpsychologie gemacht, bin in die Sozialwissenschaften und in die Kriminologie eingestiegen. Nach meiner Rückkehr aus England wurde ich dann ehrenamtlicher Bewährungshelfer. Das war der zweite ganz wichtige Punkt: Praktische Dinge tun. Ich wollte schauen, ob es wirklich funktioniert, dass man als Laie einen strafentlassenen jungen Mann, der drogenabhängig gewesen ist, der alle möglichen Schwierigkeiten hatte, der Einbrüche begangen hatte usw., auf einen guten Kurs bringen kann. Er hat dann auch tatsächlich bei uns in der Wohngemeinschaft gewohnt: Das war schon ein engagierter Kampf mit ihm, ein Kampf um einen anderen Lebensstil. Das ist uns phasenweise auch ganz gut gelungen. Ich selbst habe dabei jedenfalls wahnsinnig viel gelernt. Ich habe ihm schon auch ein bisschen helfen können, aber die eigenen Lernprozesse dabei waren, im Nachhinein betrachtet, doch entscheidender: dass man z. B. Illusionen auch als solche endlich mal wahrnimmt, dass man scheitert usw. Das war enorm wichtig für mich in meiner Entwicklung und hat dann zu weiteren

praktischen Aktivitäten geführt: Ich habe eine Bürgerinitiative gegründet, eine Initiative, die dafür kämpfte, dass Gefangene in den deutschen Gefängnissen Zeitungsabos bekommen usw. Das war zwar alles noch weit weg von Wissenschaft und Theorie, sondern es ging darum, dass ich das, was ich in England theoretisch gelernt habe, praktisch umsetzen wollte.

Kölsch: Aber dann haben Sie trotzdem erst einmal Ihre Dissertation geschrieben – neben den Bürgerinitiativen, die Sie gegründet haben.

Pfeiffer: Ja, das kam durch einen glücklichen Zufall zustande. Über eine dieser Bürgerinitiativen hat damals die "Zeit" berichtet, was wiederum ein Professor von mir gelesen hat. Er hat mich dann auch irgendwo live erlebt und meinte anschließend, dass er mich als Assistent haben möchte. Dieser Professor, nämlich Horst Schüler-Springorum, war für mich der große Glücksfall. Er war ein unglaublich liebevoller und engagierter und liberaler Chef, der uns hat machen lassen, was wir wollten. Ich konnte dort z. B. ein Projekt gründen und so sind diese Dinge allmählich ins Laufen gekommen.

Kölsch: Sie haben ihre Dissertation über "Kriminalprävention im Jugendgerichtsverfahren" geschrieben. Es ging darin um einen Vergleich zwischen milden Richtern und strengen Richtern und darum, wie sich das auf die jugendlichen Straftäter auswirkt.

Pfeiffer: Das war eine sehr spannende Sache. In München hatte man damals die Zufallszuweisung: Der erste Richter hatte die Anfangsbuchstaben A bis B, der nächste C bis D usw. Die Folge war, dass wir sehr gut vergleichen konnten, und zwar 500 Jugendliche, die von verschiedenen Richtern verurteilt worden waren. Sie wurden höchst unterschiedlich bestraft, obwohl es jeweils dieselben Taten waren. Wir haben dann die harten Richter statistisch in eine Gruppe gelegt und die milden in eine andere. Zwei Jahre später haben wir dann geschaut, wie es um die Rückfallquote stand. Es kam heraus, dass die harten Richter eine viel höhere Rückfallquote hatten als die milden. Dies konnten wir wirklich zweifelsfrei beweisen. Die Richter selbst haben sich diese Ergebnisse ebenfalls angeschaut. Das Ganze hat dann jedenfalls sehr viel Aufregung ausgelöst: Der "Spiegel" hat das Buch besprochen, die Auflage war sofort verkauft und meine Karriere war gemacht.

Kölsch: Genau, denn Sie sind dann nach einiger Zeit Leiter des berühmten Kriminologischen Forschungsinstituts in Hannover geworden. Das war im Grunde genommen eine logische Fortsetzung dieser Dissertation und Ihrer vorherigen Arbeit als Bewährungshelfer.

Pfeiffer: Dazu brauchte ich schon auch wieder Glück. Engagierte Kollegen, Professoren haben sehr wohl auch mit dazu beigetragen, dass das geklappt hat. Man merkt nämlich: Die eigene Tüchtigkeit reicht nie aus, dass man den Erfolg erzwingen könnte. Stattdessen braucht man immer engagierte Helfer, die mal ein gutes Wort für einen einlegen, die sich für einen einsetzen usw. Und auf einmal hat man dann in der Tat so eine großartige Spielwiese wie dieses Institut.

Kölsch: Hatten Sie denn schon früher das Gefühl, ein Senkrechtstarter zu sein, denn das waren Sie später ja in der Tat?

Pfeiffer: Nein, ich weiß noch gut, dass ich mit 26 Jahren in mein Tagebuch geschrieben habe: "Ich glaube, ich bin eine gescheiterte Existenz." Ich hatte

große Ängste und war keineswegs ein strahlender Siegertyp. Erst im Laufe der Zeit ist das alles dann schrittweise entstanden: Da ist was gelungen und hier und dort. Die verrückteste Geschichte war wirklich, dass uns diese Abonnementsinitiative gelungen ist. Mit einem anderen jungen Mann hatte ich gemeinsam die Idee, die Gefängniswelt ändern zu wollen: "Wir sorgen dafür, dass jeder Gefangene eine Zeitung seiner Wahl bekommt!" Das war zunächst nur ein verrückter Traum, aber dann ist es uns gelungen, den Bundespräsidenten als Partner zu gewinnen, und u. a. Heinrich Böll und Günter Grass, zwei zukünftige Nobelpreisträger. Auf einmal klappte also dieser Traum und alles wurde so, wie wir uns das gedacht hatten: Es wurden 4000 Abos gespendet! Wir hatten wirklich wahnsinnig viel Arbeit, aber wenn es einmal gelingt, dass man einen Traum in die Tat umsetzen kann, wenn einem viele dabei helfen – Journalisten, Fernsehsender und Zeitungen, die kostenlos unsere Anzeigen schalteten –, dann denkt man sich, man könnte vielleicht auch größere Dinge ausprobieren.

Kölsch: Daraus entwickelten Sie dann ja sozusagen eine Brücke für jugendliche Straftäter: Sie konnten eine milde Form des Umgangs mit diesen Straftätern etablieren und auch den Täter-Opfer-Ausgleich. Das hieß, Sie wollten, soweit es möglich war, entkriminalisieren und das Ganze trotzdem in der Gesellschaft und für die Gesellschaft erträglich gestalten.

Pfeiffer: Das war ein wichtiger Schritt, mit dem wir nachweisen konnten, dass das funktioniert, dass also diejenigen Richter, die intensiv Gebrauch gemacht haben von diesen ambulanten und scheinbar nicht sehr strafenden Sanktionen, geringere Rückfallquoten hatten als die anderen, die gesagt haben: "Ab mit denen in den Jugendarrest!" Dabei weiß doch schon der Volksmund: "Und ist der Ruf erst ruiniert, so lebt sich's gänzlich ungeniert!" Das heißt, wer aus dem Knast kommt, hat es immer doppelt schwer. Er wird abgelehnt, weil er das Stigma des Gefängnisses auf der Stirn trägt. Diese Menschen sind dann auch zutiefst verunsichert. Aus diesem Grund bestand unser Bestreben darin, die Gefängnisstrafen auf das absolut Nötige zu reduzieren. Gut, ganz ohne Gefängnisstrafen wird es nie gehen.

Kölsch: Und dann führten Sie eben auch diesen Täter-Opfer-Ausgleich ein: Jugendliche Täter, die der alten Oma die Handtasche entrissen hatten und dann geschnappt wurden, mussten sich hinterher um diese Opfer kümmern.

Pfeiffer: Sie mussten einfach begreifen, dass sie die Suppe, die sie sich selbst eingebrockt hatten, auch selbst auslöffeln müssen. Sie müssen, so gut es geht, wiedergutmachen, was sie an Schaden angerichtet haben. Das überzeugt pädagogisch ohnehin mehr als das sture Strafen, das Opfer aber außen vor zu lassen.

Kölsch: Es kann aber sein, dass das für die Gesellschaft ein bisschen schwieriger ist. Auch das Thema der männlichen jugendlichen Ausländer ist ja so ein schwieriges Thema. Sie sagten ja zunächst, dass diese Gruppe gar kein so anderes Kriminalitätsverhalten aufweist als die deutschen Jugendlichen. Mit der Zeit kristallisierte sich dann aber doch heraus, dass die nachwachsenden Generationen aus Migrationsfamilien erheblich machohaft, gewaltbereiter usw. sind. Sie haben aber auch noch andere Probleme, die sie in diese schlechte Rolle bringen.

Pfeiffer: Ja, das ist leider wahr. Wir können das auch durchaus beim Namen nennen. Die absolute Nummer-1-Gruppe waren die jungen Türken: Sie haben mit Abstand die meisten Gewalttaten begangen und waren vor allem am häufigsten als Intensivtäter aktiv. Die deutschen männlichen Jugendlichen erscheinen in dieser Statistik erst ganz hinten. Aber das alles hat eben auch seine Ursachen. Es gibt bei den Türken z. B. viel mehr innerfamiliäre Gewalt, sie leiden unter einer miserablen Integration ins Bildungswesen, sie glauben nicht an den schönen Satz: "Jeder ist seines Glückes Schmied" usw. Und dann kommen eben diese Machokultur und diese Filme und diese Computerspiele dazu und all diese kaputten Nachmittage. Es lag also auf der Hand: Wenn wir es schaffen, die türkischen männlichen Jugendlichen in andere Lebensbedingungen zu bringen, dann könnten sie auch anders werden.

Kölsch: Da hat also zuerst einmal der Wissenschaftler Pfeiffer den Tatbestand erhoben: "So könnten die Hintergründe für ein Verhalten aussehen!" Und dann kam sozusagen der Pragmatiker Pfeiffer und sagte, was nun zu tun sei.

Pfeiffer: Wir hatten da einfach Glück. In Hannover entstand auf meine Initiative hin eine Bürgerstiftung. Kurz gesagt ist es so, dass sich in ihr die Zeitreichen, die Geldreichen und die Ideenreichen einer Stadt zusammentun und sagen: "Wir gestalten etwas für die Jugendkultur, für das soziale Leben in unserer Stadt!" Das geschah vor 12 Jahren in Hannover, andere Städte haben sich mittlerweile ein Beispiel daran genommen: Inzwischen gibt es davon 237 in Deutschland. Ein Schwerpunkt bestand von Anfang an bei uns darin, diesen Jugendlichen in sozialen Randlagen zu helfen. Wir hatten das Glück, dass wir eine Partnerschaft mit einem großen Buchhändler aufbauen konnten: Er hat selbst eine Initiative mit dem Namen "Mentor e. V." gegründet. Das waren am Anfang nur 20 Leute, heute sind da 1000 Leute engagiert. Das sind also 1000 Menschen, die kleinen Türken, Russen und anderen, die das brauchen, kostenlos Nachhilfe in der Grundschulzeit geben. Das Ergebnis war, dass sich mit einem Schlag die schulische Integration der jungen Türken in Hannover radikal verbessert hat.

Kölsch: In Hannover?

Pfeiffer: Ja, in Hannover, wo es all diese Initiativen gab, und nicht z. B. in München. Es gab da auch einen ganz scharfen, erklärungsbedürftigen Gegensatz. Denn in Hannover ging die Intensivtäterschaft unter jungen Türken zwischen 1998 und 2006 von ursprünglich 15 auf 7 Prozent zurück, während sie sich in München im gleichen Zeitraum von 6 auf 12 Prozent verdoppelte. Warum? Nun ja, der Unterschied besteht darin, dass heutzutage in Hannover fast 70 Prozent der jungen Türken entweder einen Realschulabschluss oder das Abitur machen. Die Abiturquote unter den jungen Türken hat sich in diesem Zeitraum fast verdoppelt. In München ist es hingegen so, dass weiterhin 61 Prozent der Türken die Hauptschule besuchen. Der Anteil der Türken an den Gymnasiasten ist sogar rückläufig: Früher machten 18 Prozent der jungen Türken das Abitur, heute sind das nur noch 12 Prozent. Das hat auch zur Folge, dass die Freundschaftsnetzwerke unter jungen Türken in Hannover ganz andere wurden: Sie haben viel mehr deutsche Freunde, viel "harmlosere" Freunde und nicht kriminelle Freunde. In München jedoch dominiert die Zahl der

jungen Türken, die kriminelle Freunde haben. Die Macho-Kultur ist in Hannover ebenfalls rückläufig: Die jungen Türken wurden dort immer "deutscher", weil sie ab zehn, elf Jahren in einem anderen Bildungskontext lebten. In München hingegen wurden sie immer "türkischer", also machohaft. Das Ergebnis ist also: Jeder bekommt ein bisschen, was er verdient.

Kölsch: Im Grunde lag das aber doch am gesellschaftlichen Engagement und nicht primär an der Politik, die hier etwas verändert hätte: Das war tatsächlich ein Bürgerengagement, bei dem die Leute ihr Geld zusammengetragen und gemeinsam eine Stiftung gegründet haben.

Pfeiffer: Einmal im Monat halte ich als Hobby einen Vortrag: Da habe ich dann immer so zwischen 50 und 100 Leute vor mir, denen ich erkläre, wie man so eine Bürgerstiftung gründet. Da bringt jeder z. B. 1000 Euro ein und diejenigen, die diese Bürgerstiftung gründen, wählen einen Aufsichtsrat, der wiederum den Vorstand wählt. Dieser gibt dann das Geld mitsamt Spenden usw. aus.

Kölsch: Das Ganze aber immer mit einem bestimmten Ziel.

Pfeiffer: Es geht immer um Jugend, Kultur und Soziales. Wenn man solche Erfolge wie in Hannover hat, wenn es sich also wirklich lohnt, weil die Menschen merken, dass sie da selbst etwas gestalten konnten, dann entsteht noch mehr Power, dann kommt noch mehr Geld rein. Damals in Hannover haben wir ganz bescheiden bei mir im Wohnzimmer mit vier Leuten angefangen: Jeder brachte 3000 bis 5000 Mark mit ein. Gegründet haben wir uns dann mit 31 Leuten und 150000 Mark. Heute haben wir über drei Millionen und haben über 750000 Euro für mehr als 200 Jugendprojekte und andere Projekte ausgegeben. Das freut die Beteiligten natürlich ungemein und macht auch Lust auf mehr. Das wird auch tatsächlich immer mehr, denn inzwischen gibt es in ganz Deutschland insgesamt 237 Initiativen in dieser Richtung. Überall blüht und gedeiht das Ganze. Wir sind optimistisch, dass wir irgendwann einmal die Milliarde Euro erreichen werden für Jugend-, Kultur- und Sozialprojekte – nur von Bürgern gestaltet.

Kölsch: Das begleiten Sie dann auch partiell wissenschaftlich, indem Sie schauen, was in den Städten passiert, in denen es viele solcher Aktivitäten gibt, und was in denen, in denen es solche Aktivitäten nicht oder wenig gibt.

Pfeiffer: Mein Traum besteht jetzt eigentlich darin, allen 14000 Menschen, die da inzwischen mit beteiligt waren, einen Fragebogen zuzuschicken und die Vorstände der Initiativen zu befragen, um die Erfolgswege herauszufinden. Denn manche dieser Initiativen dümpeln so ein bisschen vor sich hin und sind noch nicht so erfolgreich. Andere sind hingegen äußerst erfolgreich. Wir wollen also vergleichen, woran das liegt: Warum überborden manche Initiativen geradezu vor Geld und Ideen, während die anderen doch eher bescheiden vor sich hinleben und noch nicht den großen Erfolg haben. Wenn wir die Erfolgswege entdeckt haben, dann wollen wir auf dem Wege der Beratung den anderen vermitteln, wie es geht.

Kölsch: Vielleicht hilft das den Menschen ja auch bei einem anderen Thema, nämlich beim Thema realer versus gefühlter Kriminalität. Es ist ja schon bemerkenswert, dass die Menschen bei uns zunehmend das Gefühl haben, die Welt würde immer schlimmer und krimineller werden und man könne

deswegen nicht mehr aus dem Haus gehen. Das ist das Lebensgefühl von vielen Menschen bei uns, dessen Zunahme in den letzten 50 Jahren sich vermutlich auch ganz gut wissenschaftlich untersuchen lässt.

Pfeiffer:

Ja, das ist leider so. Wir haben da einen ganz einfachen "Trick", wie man das aufdecken kann. Wir stellen zu Beginn des Jahres, wenn wir die Kriminalstatistiken des Vorjahres selbst noch gar nicht kennen, einem repräsentativen Querschnitt von Bürgern folgende Frage: "Vor zehn Jahren gab es in ganz Deutschland ungefähr 600 Morde pro Jahr. Wie viele werden es Ihrer Meinung nach wohl letztes Jahr gewesen sein?" Die Leute sagen dann meistens: "Na, so um die 800 werden das heute schon sein!" Wir müssen ihnen dann aber sagen, dass diese Zahl inzwischen bis auf 350 gesunken ist. Früher gab es pro Jahr ungefähr 200000 Wohnungseinbrüche. Die Leute schätzen dann, dass diese Zahl inzwischen auf 300000 angestiegen sein dürfte. Aber in Wirklichkeit sind die Wohnungseinbrüche auf die Hälfte zurückgegangen, nämlich auf 109000 pro Jahr. Oder nehmen wir als Beispiel den Bankraub. Vor Jahren gab es durchschnittlich 1500 Bankraube pro Jahr im Bundesgebiet. Die Leute schätzen, dass das heute wohl so um die 2500 sein werden. Aber auch hier hat sich die reale Zahl auf die Hälfte verringert, auf 750 Banküberfälle pro Jahr. Es ist doch erstaunlich, wie solche Einschätzungen zustande kommen. Am schlimmsten ist es bei den Sexualmorden. Früher waren das im Durchschnitt 38 pro Jahr bundesweit. Die Menschen schätzen aber, dass das inzwischen wohl an die 200 pro Jahr sein werden. Aber auch hier hat sich die tatsächliche Zahl auf weniger als die Hälfte reduziert. Wenn wir das den Menschen sagen, dann sind sie völlig verwirrt und fragen, wie das möglich ist. Ich sage dann immer als erste Antwort: "Die Vergreisung der Republik fördert die innere Sicherheit!" Nach so einer Antwort wird das jedem klar und jeder lacht erleichtert: "Na klar, in jeder Gesellschaft sind die jungen Männer das Gefährliche und davon haben wir immer weniger, während es so ältere und völlig harmlose Herrschaften wie uns selbst immer mehr gibt. Das muss sich ja auch auswirken." Hinzu kommt, dass wir hier in Deutschland heute die beste Polizei haben, die wir je hatten. Das ist ganz wichtig: Die Polizei trägt nämlich einen großen Anteil dazu bei, dass auch die Jugendgewalt gar nicht mehr so steigt, dass die Raubüberfälle sogar rückläufig sind. Warum? Weil die Opfer immer mehr lernen, der Polizei zu vertrauen. In den Schulen erstatten die Schüler z. B. auch wirklich eine Anzeige, wenn sie bedroht oder ausgeraubt wurden. Früher wurden in Hannover nur 35 Prozent der Raubtäter angezeigt, heute 60 Prozent. Die Raubtäter sagen sich dann natürlich: "Da bekomme ich ja jetzt richtig Ärger mit der Polizei. Da lasse ich das wohl doch besser bleiben." Alleine aufgrund ihrer Präsenz und ihrer Tüchtigkeit, dass sie so viel aufklärt, trägt die Polizei also dazu bei, dass die Kriminalität sinkt. Das war der zweite Faktor. Der dritte Faktor ist, dass es heutzutage nicht mehr in dem Maß Zuwanderung von armutsbetroffenen Menschen aus Flüchtlingsregionen oder auch von Aussiedlern gibt, die bereits am Anfang hier bei uns als Habenichtse z. B. sehr oft Ladendiebstahl begangen haben. Das waren keine schlimmen Taten, aber sie kamen eben vor und wurden erfasst. Auf jeden Fall ist das Ganze ein Gebiet, bei dem man den Menschen sehr schnell klar machen kann, dass sie sich täuschen. Und woher es kommt, dass sie sich so täuschen, wissen wir ebenfalls. Je mehr die Menschen Privatfernsehen schauen, umso mehr verschätzen sie sich auf dem Gebiet

der Kriminalität. Ein Beispiel dafür: Die Berichterstattung über Sexualmorde hat sich in den letzten zehn Jahren beim Privatfernsehen pro Fall versechsfacht, bei den öffentlich-rechtlichen Anstalten "nur" verdreifacht. Es ist logisch, dass der Mensch, der vor allem Privatfernsehen sieht, glaubt, dass es immer mehr Morde mit diesem Hintergrund gibt in Deutschland, weil er ja ständig dieses Thema serviert bekommt. Dabei hat diese Kriminalität real gar nicht zugenommen. Nur die gefühlte "Kriminalitätstemperatur" ist heute eine andere. Das hat dann aber wiederum eine fatale Konsequenz, wir haben nämlich Folgendes herausgefunden: Wenn Menschen glauben, alles wird immer nur schlimmer, dann wollen sie härtere Strafen. Es ist aber bereits seit 20 Jahren so, dass die Menschen glauben, alles werde immer schlimmer hinsichtlich der Kriminalität – und die Verbesserungen auf diesem Gebiet nehmen sie überhaupt nicht wahr. Die Politik sagt dann natürlich: "Ja, was machen wir denn, damit wir die Wahlen gewinnen? Die Bürger wollen offensichtlich härtere Strafen, diesen Gefallen können wir ihnen tun!" An 43 Stellen ist daher seit 1990 das Strafrecht verschärft worden. Die Folge davon ist: Die Gefängnisse sind übervoll, denn es gab einen 40-prozentigen Anstieg der Gefangenen, obwohl sich die Kriminalität gar nicht dahin entwickelt hat. Erst jetzt so langsam wird das alles ein bisschen moderater.

Kölsch: Sie waren ab 2000 für drei Jahre Landesjustizminister in Niedersachsen. Da hat man ja zu tun, wenn die Gesetze scharf sind und die Gefängnisse voll. Da ist man dann eine wichtige Persönlichkeit als Justizminister. Oder sehe ich das in meiner Ironie doch etwas falsch?

Pfeiffer: Man hat nur begrenzte Möglichkeiten, daran als Landesjustizminister viel zu ändern. Aber es war mir wirklich ein riesengroßes Anliegen, diese Zeit dafür zu nutzen, dass die Opfer besser geschützt werden, denn oft sind sie gleich in mehrfacher Hinsicht die Verlierer. Das haben wir wunderbar einrichten können dank des Engagements der Mitarbeiter im eigenen Haus, die für diese Idee super gekämpft haben. Aber auch die Praxis draußen hat hier mit uns an einem Strang gezogen. Wir haben z. B. in jedem Landgerichtsbezirk aus Bußgeldern einen Opferfonds eingerichtet, damit die Opfer sofort Geld bekommen können, wenn es ein Problem gab. Auch der Weiße Ring hat im Hinblick auf die ehrenamtliche Betreuung großartig mitgemacht. Von meinen Nachfolgern ist dieses Projekt dann zu meiner großen Freude engagiert weitergeführt worden. Auch "Schlichten statt Richten" war mir ein wichtiges Anliegen, damit wir wegkommen von dieser ewigen Gerichtsrennerei, nur weil man eine Versicherung hat, die einem das Ganze bezahlt. Nur wegen der Rechthaberei der Leute haben wir einen aufgeblähten Rechtsstaat bekommen. Dabei wäre es doch so einfach, mit einem geschickten Vermittler jeweils selbst die Lösung zu erarbeiten. Auch dieses Element konnte also verankert werden. Das sind so zwei Dinge, die es auch heute noch gibt, und deswegen freue ich mich auch, dass es sich gelohnt hat, drei Jahre lang Minister zu sein.

Kölsch: Ihr Ziel war es offenbar, das Justizministerium möglichst unwichtig zu machen.

Pfeiffer: Ja, im Grunde genommen schon. Ich kann mir z. B. durchaus vorstellen, dass man da bestimmte Bereiche komplett abschafft. Man könnte z. B. die Richter und Staatsanwälte durch deren Vertretungen selbst wählen lassen,

wie das im Ausland ja vielfach der Fall ist. Das heißt, man bräuchte dafür dann gar keinen Justizminister mehr.

Kölsch:

Sie haben eigentlich überraschenderweise diesen Schritt in die Politik gemacht, denn vorher hatten Sie immer gesagt, dass Sie eigentlich den schönsten Job hätten, den es in diesem Berufsfeld überhaupt gibt, nämlich die Leitung dieses Instituts in Hannover. Denn das ist ja in der Tat das renommierte Institut in Deutschland auf diesem Gebiet. Sie haben dieses Institut vor Ihrer Ministertätigkeit geleitet und auch hinterher wieder. Warum also machten Sie diesen Ausflug in die Politik, wo die Arbeit ja durchaus nicht immer vergnügungssteuerpflichtig ist?

Pfeiffer:

Es juckt einen einfach, auch einmal umzusetzen, was man die ganze Zeit über erforscht hat, die Schlussfolgerungen daraus auch mal zum Tragen zu bringen. Ich habe dabei aber gelernt, dass manches eben nicht so schnell geht und dass man viel Überzeugungsarbeit leisten muss. Ich lernte auch, dass das mit den Parteien gar nicht so wichtig ist, man findet nämlich auch in den anderen Parteien gescheite Leute, mit denen man dann wiederum Bündnisse schmieden und Dinge verändern kann. Es war also wertvoll, das drei Jahre lang zu machen: Meine Zeit im Ministerium war wunderschön. Eine Mannschaft in Schwung zu bringen, sie zu begeistern für bestimmte Themen und dann gemeinsam etwas zu gestalten, war sehr schön. Trotzdem, in der Rückschau muss ich sagen: Ich will diese Zeit nicht missen, aber ich kann mehr bewegen außerhalb der Politik. Denn jetzt bin ich wieder ein freier Mensch: mit diesem großartigen Institut und tollen Mitarbeitern im Rücken. Es ist so eine Freude, dort gemeinsam Brainstorming zu machen, wie man z. B. bei einem bestimmten Thema bessere Aufklärungsarbeit betreiben kann, was wir als Nächstes machen usw. Die Mitarbeiter dort sind auch sehr erfolgreich: 20 von ihnen sind inzwischen Professoren geworden. Das ist natürlich ein Ansporn für alle Neuen. Das ist also schon eine freiere Tätigkeit als im Ministerium – und sie ist auch stressfreier. Die drei Tage jedes Mal pro Monat im Parlament waren gelegentlich in der Tat schmerzengeldpflichtig, weil die Menschen dort halt doch sehr aufeinander einprügeln und die Diskussionskultur nur gelegentlich toll, meistens aber sehr daneben ist. Ich habe aber auch gemerkt, dass ich nur schlecht damit umgehen kann, wenn ich persönlich angegriffen werde. Ich musste mir eingestehen, dass ich da nicht die notwendige dicke Haut habe. Denn es gehört zur Politik eben mit dazu, dass man scharf und manchmal auch unfair attackiert wird. Als Wissenschaftler ist man so etwas überhaupt nicht gewohnt. Die friedliche Welt der Wissenschaft ist da doch einfacher, stressfreier – und sie bietet eben auch sehr, sehr große Möglichkeiten. Morgen bin ich z. B. in Belgien, um von unseren Forschungsergebnissen zu erzählen. Vor zwei Wochen war ich in den USA. Diese Möglichkeiten, unsere Ergebnisse verbreiten zu können, mit Kollegen neue Visionen zu entfalten, Forschung als ein wichtiges Thema zu lancieren und zu gestalten, das macht mir schon sehr viel Spaß.

Kölsch:

Dennoch, mit ungefähr 25 Jahren sind Sie damals bereits in die SPD eingetreten. Das heißt, in irgendeiner Partei mussten Sie wohl sein – obwohl Sie eigentlich immer relativ überparteilich gearbeitet haben.

Pfeiffer: Ja, schon, aber das war einfach diese 68er-Zeit: Da war man einfach sehr animiert, nicht nur zu reden, sondern bestimmte Dinge auch politisch zu gestalten. Ich habe aber schon bald gemerkt, dass das in einer Partei sehr mühselig ist. Und irgendwann habe ich dann angefangen, auch außerhalb der SPD Dinge zu machen. Heute kann man das ja sagen: Ich habe z. B. mit Leidenschaft und gerne auch mal für Frau Süßmuth eine Rede geschrieben, als sie für die CDU Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit war. Das war einfach eine gescheite und tolle Frau. Ich habe mich dann also doch eher überparteilich gebärdet. Es ist bis heute so, dass ich Freunde in allen Parteien habe – mit Ausnahme der PDS und der NPD. Es ist einfach eine Freude, auch in anderen Parteien kluge Menschen zu treffen, mit denen zusammen man etwas gestalten kann.

Kölsch: Was waren denn die großen Themen, die Sie angegangen sind? Und wo haben Sie dann gemerkt, dass Sie bestimmte Dinge auch als Politiker nicht ändern können? Das bedeutet ja auch zu lernen, dass man von der Politik nur begrenzt Dinge fordern kann. Diese Erkenntnis ist Ihnen ja offensichtlich auch gekommen im Laufe Ihrer Amtszeit.

Pfeiffer: Ja, das stimmt. Nehmen wir als Beispiel das Thema "Schule". Am liebsten wäre ich damals ja Kultusminister geworden, aber dieses Amt war leider bereits vergeben. Aber in diesem Bereich endlich voranzukommen, wäre mir sehr, sehr wichtig. Man merkt einfach, dass auf diesem Gebiet der Föderalismus manchmal auch eine Bremse darstellt. Es ist leider nicht so, dass es da einen Wettbewerb der Besten gäbe, sodass man im Laufe der Zeit bei den PISA-Studien doch wieder an der Spitze wäre. Nein, wir dümpeln immer noch irgendwo hinten rum, weil wir es nicht geschafft haben zu begreifen, was den Kindern eigentlich geboten werden muss. Im Augenblick werden z. B. alle Kreativitätsfächer vernachlässigt, weil alle nur möglichst gute Testergebnisse bei PISA erreichen wollen. Das heißt, es wird nur noch gepaukt und gepaukt. Aber das ist der falsche Weg! Es geht viel mehr darum, die Persönlichkeit der Kinder zu stärken, sie zum eigenständigen Lernen zu befähigen, sie zu motivieren, eigenständig zu lernen. Das geht nicht ohne Musik- und Kunstunterricht und ohne Theater usw. Diese Elemente wieder zu stärken, wird eine ganz entscheidende Aufgabe der nächsten Zeit sein. Die Lehren aus PISA lauten also nicht nur, dass die Kinder bestimmte Sachen auswendig lernen und besser werden bei der Wiedergabe von eingepauktem Wissen. Nein, die Lehre aus PISA lautet doch, dass gerade diejenigen Länder dort besonders gut abschneiden, die an den Nachmittagen ihren Kindern diese Kreativitätsspielräume anbieten, sie damit schutzimpfen gegen Medienverwahrlosung und sie zu sozial kompetenten Menschen heranreifen lassen. Das kommt bei uns alles zu kurz. Alles, was bei uns gemacht wird, sind kurzschlüssige Reaktionen aufgrund von Panik: "Um Gottes willen, wir müssen bei den PISA-Studien besser abschneiden!" Das ist meiner Meinung nach der falsche Weg und hier merke ich auch, dass da die Politik leichter von außen als von innen in Gang zu bringen ist.

Kölsch: Ich habe bei Ihnen eine interessante Untersuchung über Jurastudenten gelesen, die Sie mit einem Fragebogen befragt haben. Sie wollten wissen, wer von den Jurastudenten schon einmal kriminell gewesen ist. Sie haben herausgefunden, dass jeder Jurastudent irgendwann in seinem Leben schon einmal irgendeine Art von kriminellem Akt vollbracht hat. Meistens

waren das selbstverständlich keine gravierenden Dinge. Das hat zu tun mit dem Thema "verständnisvoller bzw. starker Staat" und mit der Frage: Wie geht man mit diesem Grundton an leichter Kriminalität in jedem Menschen um?

Pfeiffer: Indem man den Menschen genau dieses bewusst macht. Ich frage Sie jetzt nicht, was Sie persönlich in Ihrer Jugend alles so gemacht haben ...

Kölsch: Ich kann ohne Weiteres zugeben, dass auch ich schon einmal schwarzgefahren bin – allerdings liegt das länger als 25 Jahre zurück.

Pfeiffer: Ganz im Ernst, es ist einfach wichtig, den Menschen bewusst zu machen, dass wir alle durch bestimmte Phasen hindurchgehen. Es gehört einfach zu dieser Raupenphase, bis man ein Schmetterling wird, mit dazu, dass man über die Regeln hinausgeht, dass man über die Stränge schlägt, dass man wilde Sachen macht, dass man bestimmte Dinge ausprobiert. Und genau deswegen darf man das den Menschen nicht ewig als deren Jugendsünden vorhalten. Stattdessen muss man einfach akzeptieren, dass das mit zur Persönlichkeitsreife dazugehört. In diesem Sinne muss also der Staat einfach lernen, gelassen zu sein, nicht immer alles perfekt kontrollieren und im Griff haben zu wollen. Er muss stattdessen Spielräume eröffnen, damit Kinder und Jugendliche Selbsterfahrungen machen können, die sie dann zu eigenen und manchmal auch schmerzhaften Einsichten führen. Das heißt, der Staat muss das non-destruktiv begleiten. Die Gefängnisstrafe ist hier also bereits eine sehr, sehr problematische Reaktion. Es geht hier also immer noch darum, Alternativen zu entwickeln. Das Draufhauen ist populär beim Volk – aber nicht unbedingt der richtige Weg.

Kölsch: Auf der anderen Seite leiden die jungen Menschen heute ja eher an diesen zerfallenen Strukturen im kirchlichen, gewerkschaftlichen, familiären Bereich usw. Dort gibt es heute immer mehr Atomisierung und Abwesenheit von Strukturen. Insofern stellt sich doch die Frage: Wo sollen die Strukturen überhaupt noch herkommen, an denen die Jugendlichen etwas lernen können?

Pfeiffer: Ich nenne Ihnen mal ein radikales Beispiel: Wir wissen, dass Kinder große Schwierigkeiten mit Strukturen haben, die bei völlig überforderten jungen Müttern aufwachsen, die zum ersten Mal schwanger waren und überhaupt nicht wissen, wo es langgeht, weil sie Hartz-IV-Empfängerinnen sind, weil sie keine familiäre Unterstützung erfahren usw. Die Amerikaner haben hierzu einen großartigen Modellversuch gemacht, bei dem sie nachgewiesen haben: Strukturen entstehen, indem man diesen hoch gefährdeten jungen Frauen eine Beraterin an die Seite stellt, die dieses zarte Pflänzchen Mutterliebe stützt und stärkt und sagt: "Durch dick und dünn bin ich an deiner Seite, bis das Kind zwei Jahre alt ist; wir schaffen das gemeinsam." Die jungen Frauen lassen sich darauf ein und gewinnen Vertrauen. In Deutschland machen wir das inzwischen über die "Stiftung Pro Kind". In 13 Orten entsteht also auch in Deutschland diese Idee. Da entstehen wirklich auf einmal an der kaputttesten Stelle der Gesellschaft Strukturen von Geborgenheit und Liebe und Verlässlichkeit. Die Kinder sind weniger oft krank, sind also gesünder, werden leistungsfähiger usw. Und der Staat spart dabei auch noch Geld. In den USA ist es so, dass jeder Dollar, der in diese Art von Frühförderung bis zum zweiten Lebensjahr ausgegeben wird, dem Staat bis zum 20. Lebensjahr dieses Kindes vier

Dollar spart. Warum? Weil dann nämlich so teure Dinge Heimerziehung usw. nicht notwendig sind. Es geht also darum, dem Staat bewusst zu machen, dass er von Anfang an Möglichkeiten eröffnen muss, damit die Menschen reifen und wachsen können, damit sie eigene Erfahrungen machen können, an denen sie ihre eigene Persönlichkeit ausbilden können. Diese Möglichkeiten müssen human sein und müssen die Menschen in die Lage versetzen, zu sich selbst kommen zu können. Das ist der vernünftige Weg, mit dem man gar nicht früh genug anfangen kann. Damit sollte also schon vorgeburtlich angefangen werden, wenn das Kind sich noch im Mutterleib befindet.

Kölsch: Das setzt aber auch hier im Grunde genommen eine Bürgeraktivität voraus.

Pfeiffer: Klar.

Kölsch: Das war also in diesem Fall erneut nicht der Staat. Denn die Politik muss zwar ihren Job machen, aber genau diese kreativen gesellschaftlichen Entwicklungen brauchen andere Initiativen.

Pfeiffer: Das war gemischt. Ich gehe in so einem Fall zur AOK und sage, ich hätte gerne für dieses Projekt Räume. Und am Ende dieses Gesprächs über mehrere Stunden sagte die AOK zu mir: "Sie bekommen von uns die Räume und 500000 Euro, weil das einfach eine ganz tolle Sache ist." Oder eine Bank ruft an und sagt, man wolle dort etwas Gemeinnütziges tun. Ich erzähle dann, was wir gerade vorhaben, und am Ende bekomme ich auch von dieser Bank 500000 Euro. Es war dann aber auch Frau von der Leyen, die gesagt hat: "Wenn ich Bundesministerin werde, dann bekommen Sie zwei Millionen Bundesmittel, weil das so ein tolles Projekt ist." Das ist also immer eine Kombination von bürgerschaftlichem Engagement, Unternehmensengagement wie z. B. der TUI-Stiftung, die uns die Forschung finanziert, und politischer Initiative. Oder denken Sie an diese beiden Einzelpersonen, die jeweils eine Stiftung gegründet haben und uns die ganze Begleitforschung finanzieren. Sie engagieren sich also als Einzelmenschen dafür. Das ist ein tolles Beispiel für die Kombination aus zivilgesellschaftlichem Engagement und der partnerschaftlichen Arbeit mit der Politik. Auf einmal entsteht dann so etwas, das in 13 Orten in Deutschland erprobt und von Forschung begleitet werden kann. Am Ende haben wir dann hoffentlich ein Konzept, das wir bundesweit verbreiten können.

Kölsch: Ihr Ausgangs- und Kernpunkt ist im Grunde genommen immer die Wissenschaft, auch bei solchen Projekten. Sie wollen also einerseits eine positive Entwicklung in Gang setzen und auf der anderen Seite wollen Sie das Ganze dann auch wissenschaftlich begleiten, um herauszufinden, ob das auch wirklich stimmt, ob das auch wirklich funktioniert.

Pfeiffer: Man erlebt einfach zu oft, dass man sich täuscht. Nur die Wissenschaft bringt einem dann auf einmal die Erkenntnis, dass man sich möglicherweise doch zu früh auf eine Hypothese eingelassen hat, dass wir noch einmal neu nachdenken müssen, dass wir noch einmal von vorne anfangen müssen. Dieses nüchterne Abwägen und Kontrollieren durch die Wissenschaft ist einfach unerlässlich. Und wenn man sich selbst Projekte ausdenkt, dann darf man nie selbst derjenige sein, der die entsprechende Forschung dazu macht: Denn die eigenen Kinder sind immer die schönsten! Man muss stattdessen jemanden nehmen, der neutral an die Sache herangeht. Das

ergibt dann eine sichere wissenschaftliche Leitschnur. Ich bin der Überzeugung, dass wir hier bei uns noch viel mehr Forschung bräuchten: Ich bin sehr traurig darüber, dass in Deutschland zwar oft gute Ideen entwickelt werden, aber dann die Forschung am Projekt vergessen wird. Das ist ein Grundelement, das in anderen Ländern doch stärker ausgeprägt ist: die Wissenschaft ernst zu nehmen. Bei uns ist es leider so, dass wir als Wissenschaftler im Parlament in aller Regel quasi nur Produzenten von Hintergrundgeräuschen sind: Wir dürfen für fünf Minuten zu einer ganz komplexen Sache etwas sagen. Und dann gibt es anschließend noch drei, vier Fragen. Das Ganze nennt sich dann Sachverständigenanhörung. Das ist aber ein falscher Einsatz von Wissenschaft. Ich wünsche mir stattdessen einen konzentrierten Dialog, der offen ist, der nicht zeitlich derart eng bemessen ist wie diese Anhörungen, damit die Chance, mit Wissenschaft voranzukommen, besser genutzt werden kann. Das gilt nicht nur für den Umweltbereich, sondern eigentlich für alle Sektoren. Aus meiner Sicht ist es so, dass die Chancen, die die Wissenschaft hat, um die Politik befruchten zu können, viel zu klein sind: Die Politik hat nicht die Geduld und die Gründlichkeit, sich dem auszusetzen und dann auch tatsächlich zu sagen, dass die Fakten eindeutig sind und nur eine bestimmte Entscheidung ermöglichen. Nehmen wir doch als Beispiel Herrn Bush, der stur wie ein Panzer gewesen ist gegen alle Erkenntnisse, dass es eine Klimabedrohung durch den CO₂-Ausstoß gibt. Was hat dieser Mensch in seinen acht Jahren Amtszeit für einen Schaden angerichtet, weil er so stur gewesen ist und sich auf die Wissenschaft nicht eingelassen hat! Der Nachfolger wird das hoffentlich besser machen. Das ist nur ein Beispiel dafür, dass wir aus der Wissenschaft zu oft erleben müssen, dass unsere Erkenntnisse nur vor sich hindümpeln, dass sie nur in akademischen Zirkeln debattiert werden, aber nie die Ebene der Umsetzung erreichen. Das ist eigentlich mein größtes Anliegen: dass wir hierbei besser werden. Und wenn es dann wirklich nicht klappt mit der Politik, dann gründen wir halt wieder einmal eine Bürgerinitiative und finden Stifter und Stiftungen und Kreativität und Offenheit in dieser neu erwachenden Selbstheilungskraft, die in Deutschland gerade heranwächst. Denken Sie nur einmal an Frau Herz, die gerade in Hamburg eine Milliarde Euro in eine Stiftung für Jugendprojekte gegeben hat. Oder denken Sie an die Hertie-Stiftung, an die Jacobs-Foundation usw. Das hört sich jetzt an, als würde ich Reklame machen, aber das sind wirklich engagierte Firmen wie die Robert-Bosch-Stiftung oder die Volkswagenstiftung, die ganz vorne mit dabei ist und die uns unsere Forschung über die Medien finanziert hat. Ohne diese Stiftungen geht es jedenfalls nicht mehr, denn der Staat alleine bringt es nämlich nicht. Wenn diese Partnerschaft noch intensiviert wird, dann bin ich optimistisch, dass wir auch diese Krisen in den Griff bekommen können.

Kölsch: Von welchen Ergebnissen waren Sie denn als Wissenschaftler am meisten überrascht? Sie haben ja sicherlich auch immer Ihre eigenen Thesen und Vorannahmen. Wo hat es für Sie wirklich überraschende Forschungsergebnisse gegeben, die dann womöglich auch zu einer neuen Bürgerinitiative führten?

Pfeiffer: Das gilt schon für diese jüngsten Ergebnisse zu männlichen Jugendlichen: Wir hatten nicht in dieser Deutlichkeit erwartet, wie stark die Leistungsfähigkeit der Jungen durch diesen Medienzirkus bestimmt ist. Und

wir waren überrascht, dass dahinter noch etwas anderes derart deutlich zutage tritt: dass nämlich die Jungen heutzutage ihren Standort nicht mehr richtig definieren können.

Kölsch: Sie meinen die jungen Männer?

Pfeiffer: Genau. Sie wissen gar nicht mehr so richtig, was sie in dieser Gesellschaft überhaupt sollen. Mit den Machowerten machen sie sich lächerlich, mit denen können sie höchstens noch in irgendwelchen kleinen Zirkeln Eindruck schinden, aber wirklich landen können sie damit nicht mehr. Was steht also hinter diesem Phänomen? Die Sehnsucht, eine Identität zu finden, die wieder trägt, nachdem die Frauen überall an einem vorbeiziehen. Auch im Bundeskabinett darf man heute keinen Flunsch mehr ziehen, weil plötzlich eine Frau die Vorgesetzte ist. Das Problem dieses Neuen, das die Männer verunsichert, ist noch nicht wirklich gelöst. Diese Computergeilheit, nicht mehr aufhören zu können mit diesen brutalen Spielen, ist nur ein Ausdruck dieses dahinterliegenden Problems. Letztlich geht es also darum, den Buben, den männlichen Jugendlichen, den jungen Männern Lebensinhalte zu bieten, die sie wieder fordern und auf die sie sich mit Leidenschaft einlassen können. Schulen müssen also auch lernen, Abenteuer zu inszenieren für Jungen, damit sie in ihrer Männlichkeit auch wirklich abgeholt werden können. Aber hier stehen wir erst noch am Anfang. Ich habe z. B. in Neuseeland gesehen, dass dort Rugby der Sport für Jungs schlechthin ist. Warum? Weil sie dabei ihre Männlichkeit ganz anders ausleben können als in anderen Sportarten wie meinetwegen beim Fußball, der in diesem Sinne wirklich nicht vergleichbar ist mit Rugby.

Kölsch: Im Grunde genommen geht es also darum, dass hier mehr Aktivitäten und Möglichkeiten angeboten werden, damit die Krise der Männer – die es ja weltweit gibt, die aber auch und gerade bei uns in Deutschland sehr stark spürbar ist – zu einer guten Weiterentwicklung führen kann.

Pfeiffer: Das ist richtig. In diesem Bereich aktiver zu werden, ist eine zentrale Aufgabe für unsere Gesellschaft.

Kölsch: Herr Professor Pfeiffer, ich bedanke mich bei Ihnen sehr herzlich für das Gespräch. Ich hoffe, dass Sie auch in Zukunft, wie bisher auch, viele, viele Aktivitäten entfalten können. Welche Dinge werden Sie denn in den nächsten Jahren beschäftigen?

Pfeiffer: Wir wollen z. B. erforschen, wie sich der demographische Wandel auswirkt. Es wird ja immer weniger junge Männer geben, die Unsinn machen: Das müsste doch eigentlich bedeuten, dass wir weniger Gefängnisse und möglicherweise auch weniger Polizei brauchen, sofern die Polizei nicht neue Aufgaben im Terrorbekämpfungsbereich bekommt. Was bedeutet der demographische Wandel für die sinnvolle Weiterentwicklung der Justiz? Vielleicht wird es mehr Sozialrichter geben und weniger Strafrichter usw. Ein ganz anderes und schlimmes Thema ist, dass immer mehr Kinder Opfer von sexuellem Missbrauch werden, weil man sie im Internet für Kinderpornographie missbraucht. Es scheint so zu sein, dass durch Menschenhandel auch immer mehr Mädchen "importiert" werden zum Zwecke sexueller Ausbeutung. Das ist ein ganz schwieriges Feld, in das wir uns nun so langsam hineintasten wollen. Auch hier flossen die ersten Gelder wieder aus dem zivilen Bereich: Unternehmer helfen uns, dass wir dieses Projekt überhaupt starten können.

Kölsch: Die Forschung soll also erst einmal herausfinden, was in diesem Bereich überhaupt los ist, was das überhaupt passiert.

Pfeiffer: Genau. Und dann, wenn wir das genauer wissen, geht es los: Dann werden wir mehr Gelder einwerben und in dieses Gebiet stärker einsteigen, um die Menschen darüber aufzuklären. Im Grunde geht es darum, Leiden zu verringern. Es gibt nämlich sehr, sehr viele überflüssige "Leidensecken": Hier wollen wir Lösungsmöglichkeiten finden und auch Wege, um z. B. die Opfer von Gewalttaten besser schützen zu können. Das ist jedenfalls ein Anliegen für die nähere Zukunft.

Kölsch: Für diese Aktivitäten möchte ich Ihnen alles Gute wünschen. Ich bedanke mich sehr herzlich für das Gespräch. Verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, ich hoffe, es hat Sie genauso wie mich mit Spannung erfüllt, Professor Pfeiffer zuzuhören. Vielen Dank für Ihr Interesse, auf Wiedersehen.